

ULRIKE DOTZER

GOLDENER
BODEN

ROMAN

EUROPAVERLAG

EUROPAVERLAG

ULRIKE DOTZER
GOLDENER BODEN



ROMAN

EUROPAVERLAG

Für Kristin

Inhalt

Prolog

TEIL I

PERSONEN DER HANDLUNG

1. KAPITEL

2. KAPITEL

3. KAPITEL

4. KAPITEL

5. KAPITEL

6. KAPITEL

7. KAPITEL

8. KAPITEL

9. KAPITEL

10. KAPITEL

11. KAPITEL

12. KAPITEL

TEIL II

Orte der Handlung · 1935 bis 1956

PERSONEN DER HANDLUNG

1. KAPITEL

2. KAPITEL

3. KAPITEL

4. KAPITEL

5. KAPITEL

6. KAPITEL

7. KAPITEL

8. KAPITEL

9. KAPITEL

10. KAPITEL

11. KAPITEL

12. KAPITEL

13. KAPITEL

14. KAPITEL

15. KAPITEL

DANKSAGUNGEN

AUSGEWÄHLTE LITERATUR

ENDNOTEN

Inspiriert ist dieser Roman durch Erzählungen in meiner Familie. Seine Figuren sind indes erfunden, sie lösen sich von Personen, die existiert haben oder existieren. Wo historisch existente Personen vorkommen, ist dies kenntlich gemacht.

Im Roman kommen Begriffe wie »Negerjunge« und »Zigeunerin« vor, die wir heute diskriminierend finden. Ich habe sie verwendet, wo sie dem historischen Geist und Sprachgebrauch entsprachen. Ihre Verwendung charakterisiert die erzählte Zeit, nicht aber meine Haltung.

PROLOG

Kiel, Gründonnerstag 1956

Fünf Kilo Kartoffeln, wie jeden Tag. Gustav Hirsch sitzt auf dem Stuhl zwischen Küchentisch und Spülstein und schält. Die Kartoffeln landen im Kochtopf zwischen seinen Füßen, ihre Schalen in den *Kieler Nachrichten* auf seinem Schoß. Mit den Kartoffeln treibt er ein Spiel, wie immer, wenn er vergnügt ist. Meistens zielt er flach und direkt in Richtung Topf, manchmal wirft er die Kartoffel aber auch in einem leichten Bogen. Platsch! Besonders den kleinen gönnt er gern mal einen hübschen Flug – einen Sprung ins Nass sozusagen. Er stellt sich vor, es wären Jungs, die mit Anlauf in einen See springen. Je nach Gewicht und Größe variiert er ihre Flugbahn. Warum soll einer nicht mal übermütig sein und einen Salto wagen?

Wasser platscht auf den Terrazzo-Boden, sobald eine Kartoffel im Topf landet. Wasser tropft von seiner schwarzen Schürze.

Seine Tochter wird mit ihm darüber schimpfen, wie jeden Tag. Das gehört zum Ritual, aber der Tag ist zu schön, um sich zu grämen. Durch das halb geöffnete Fenster hört er die Meisen und dann die Spatzen, wie sie auf dem Balkon

zum Hof miteinander streiten, ein Spektakel veranstalten sie. Er löst den Blick vom Kochtopf und den Kartoffeln und schaut ihnen zu, wie sie unablässig auf der Brüstung entlanghüpfen und einander jagen. Was für ein Rabatz! Er freut sich. Der Winter ist vorbei, endlich! Bereits seit Tagen kündigt sich der Frühling an, mit milden Temperaturen und einer Luft, die lau und voller Verheißung ist. Verheißungsvoll, genau das ist das richtige Wort.

Fast ein Menschenleben ist es nun her.

Dieser Tag im Frühling, an dem alles neu war. Der Tag, als er an der Reling stand, die Möwen in der Luft schrien und sich seine Brust weitete und er darin so viel Platz fühlte, dass der Atem kaum reichen konnte, sie zu füllen.

Der alte Mann wiegt sich ein wenig hin und her. Die Schürze spannt leicht über seinem Bauch, das weiße Hemd – er hat die Ärmel sorgfältig aufgekrempt – sitzt tadellos. Der Küchendienst ist für ihn kein Grund, sein Äußeres zu vernachlässigen. Er lässt das Schälmesser sinken und schließt die Augen.

In allen Einzelheiten erinnert er sich an den Tag, als ...

»Bist du noch nicht fertig?« Clara ist da, unversehens, wie eine Gewitterwolke am Frühlingshimmel. Sie hat die Tür mit dem Ellenbogen aufgestoßen und lässt ihre Einkaufsnetze und ein Bund Forsythien auf den Küchentisch fallen. Sofort gehört der Raum ihr: »Schnell, schnell, ich muss anfangen!«

So ist die tägliche Arbeitsteilung. Er hat die Kartoffeln zu schälen, seine Tochter, die Herrscherin des Haushalts, bereitet das Abendessen. Sie kocht für die große Familie, nachdem sie aus dem Geschäft gekommen ist. Heute, am

Gründonnerstag, ist auch noch das Osterfest vorzubereiten. Ihre Haare sind schon gemacht, ein Clip steckt in der frisch gefärbten Strähne direkt über ihrer Stirn. Gustav nickt in sich hinein:

»Mein Liebeken, stell dir vor, heute vor sechzig Jahren« – er tippt mit dem Messer auf das feuchte Zeitungspapier und die Datumszeile –, »heute vor sechzig Jahren, das fiel mir gerade ein, bin ich angekommen in *Am-err-ri-ka*«, er streckt die Silben und reckt die Messerspitze in die Luft, »stell dir vor, wir gingen an Land und ...«

»Machmachmach!« Clara reißt die weiße Schürze vom Haken, bindet sie hastig um und verschwindet mit zwei Salatköpfen in der Speisekammer. Während sie das Licht im Türrahmen verdunkelt mit ihrem fülligen Körper, wendet sie sich zu ihm um, ihr Ton ist Befehl: »Du raubst mir mit deinen Geschichten den letzten Nerv!«

Kleinlaut plumpst die nächste Kartoffel ins Wasser. Der Topf ist kein See mehr, sondern allenfalls ein schwarzer Tümpel.

Auch diese Art der Zurechtweisung gehört zum Ritual.

Clara ist Gustav Hirschs einziges Kind, und nie ist er ihr wirklich böse. Er erträgt ihre Tyrannei mit Gleichmut. Als junger Mann hatte er geradezu verzückte Bewunderung für sie empfunden, im Alter, nach dem Tod seiner Frau, hat sich seine Liebe in Unterwerfung gewandelt. Er fühlt, dass seine Kräfte schwinden, und es ist so viel einfacher, sich dieser energischen Tochter zu beugen, als mit ihr zu kämpfen. Freilich hat er um diese Fügsamkeit ringen müssen, Tage und Stunden über der Bibel gebrütet und gebetet, er hat wach gelegen und nachgedacht. Am Ende ergab er sich, es war seine Einsicht in die Notwendigkeit.

Zu viel hat er verloren, um Bedeutung in ihr Benehmen zu legen. Mochte sie auch noch so respektlos sein, eines

steht für ihn unumstößlich fest:

Clara ist seine Lebensversicherung.

Die Versicherung, dass nicht alles vergebens war.

TEIL I

PERSONEN DER HANDLUNG

Gustav Hirsch Junge aus Budow in Hinterpommern

Max sein Freund aus Kolberg
Brausewetter

Franz Barbier an der Lower East Side
Samtmann

Luise seine Frau

Samtmann

Margarethe, ihre Töchter

gen. Margie,

und

Lisbeth, gen.

Lizzie

Leon Ferenz junger Arzt aus Berlin

Anton Paruske Einwanderer aus Pommern, Geschäftsführer
des Clothing House Uhlig & Co.

Carl Uhlig	Gründer und Besitzer des Clothing House Uhlig & Co.
Augusta Uhlig	seine Frau
Freddie	Zeitungsjunge aus dem Newsboys Lodging House
Wilhelm Hasselmann	ehemaliger Reichstagsabgeordneter, Wirt des Lokals Faffner
Peter Doelger	New Yorker Bierkönig
Lillian Wald	Krankenschwester, Gründerin des Henry- Street-Settlement
Konrad Augustin	Zigarrenhändler, stammt aus Hannover
Victoria Augustin	seine Frau
Matthew McFinchley	Friseur, eingewandert aus Irland
Willi Wöhlke Mutter Wöhlke	Junge aus der Broome Street Besitzerin eines Grocery Shops
Edgar und Jacob	junge Schlachtereiarbeiter

1. KAPITEL

Ellis Island, 2. April 1896

Gustav steht auf dem Platz vor der Halle und hat Angst. Den Koffer hält er in der einen Hand, das mit dem Federbett verschnürte Paket und die Geige in der anderen. Drei Gepäckstücke sind erlaubt. So viele Menschen auf einem Haufen! Ein Gewirr von Sprachen, Gerüchen, Kommandos, die er nicht versteht. Die Menge schiebt sich langsam voran. Wo ist Max abgeblieben? Max aus Kolberg, der einzige ihm halbwegs vertraute Mensch, abgesehen von Leon, den sie beide erst an Bord kennengelernt haben. Max Brausewetter, eine Bekanntschaft, so wichtig wie eine Fahrkarte.

Dass sie sortiert würden bei der Ankunft in Ellis Island, das war schon klar, das hatten sie ihnen schon in Hamburg und auf dem Schiff gesagt. Am Abend vor dem Einlaufen kam ein Offizier aufs Zwischendeck, teilte die Papiere aus und sagte ihnen, dass zuerst die Gesundheitsprüfung käme. Aber dass so viele andere Schiffe da sein würden, mit Scharen von Passagieren, und sie alle hier gemustert würden, sich wie beim Kommiss ausziehen müssten, damit hat er nicht gerechnet.

Er ist zwar gesund, ein neunzehnjähriger Junge aus Pommern, der alles auf eine Karte setzt, aber er hat diese rechte Hand, die nicht so gut zufassen kann wie die andere, und vielleicht ist das nicht genug. *Nicht genug, um Amerikaner zu werden!* Vielleicht nehmen sie hier nur Arbeiter, größer als einen Meter achtzig und mit zwei Pranken, Händen, denen man zutraut, Häuser entlang dem Hudson River hochzuziehen. Schultern, die Balken tragen können. Herzen, die schwindelfrei sind.

Gustav zuckt zusammen.

Ein Schrei hackt hinein in seine Gedanken.

Eine magere Frau mit Kopftuch, ein Kleinkind auf dem Arm, kreischt, als gelte es ihr Leben. Offenbar schreit sie nach ihrem Sohn, der abhandengekommen ist. Drei weitere Rotzlöffel drängen sich an sie. Italienisch, das muss Italienisch sein. An Bord hatte es keine Italiener gegeben, da waren die meisten Russen, Deutsche und Leute aus der Habsburger Monarchie. Familien, aber auch viele junge Männer, einige aus Polen, allein wie er. Wo ist Max geblieben? Vergeblich späht er in alle Richtungen.

Es ist ein warmer Nachmittag, und der nervöse Lärm der Menge mischt sich mit ihren Ausdünstungen, sie alle haben sich seit zehn Tagen kaum waschen können. Einige, er rümpft die Nase, tun das vielleicht auch nie. Für die Einreise hat er an diesem Morgen einen weißen Kragen angelegt.

Die Menschen bilden Trauben, die in Bewegung geraten, sich verschlanken, bis eine einzige Schlange sich auf den Eingang zu bewegt. »Gepäckaufbewahrung rechts« – er atmet auf, als er Worte in seiner Sprache liest.

Die Prozedur in der roten Halle dauert vier Stunden.¹ Schemenhaft nimmt er die amerikanische Flagge wahr, die unter der Decke hängt. Darunter ein Labyrinth von Gängen

und kleinen Räumen, durch Metallgitter gebildet, so platzsparend wie auf einer Viehauktion und von Stimmengewirr erfüllt. »Männer nach rechts!« »Wollen Sie Gepäck aufbewahren?« Auf keinen Fall! Bestohlen zu werden steht ganz oben auf der Liste seiner Ängste. Taugt sein Körper für die Neue Welt? Schon steht er im Unterhemd. Ein Arzt für Rachen, Nase und Lunge, zwei andere für die Augen. Die Untersuchung, im Stehen durchgeführt, ist scheußlich: Mit einem Haken hebt der Doktor die Augenlider, während ein anderer hineinleuchtet. Der Junge vor ihm in der Reihe erntet ein Kopfschütteln, dann drückt ihm der Arzt einen gelben Zettel in die Hand.

»Get your things, come along!«

Hinter der Stellwand aus Stoff, die die Sicht kaum und Geräusche gar nicht hindert, steigt ein Schluchzer empor. Und schon führen zwei Männer in blauen Anzügen den Jüngling ab.

Gustavs Beklommenheit wächst. Musterung, das gibt es in Pommern auch. Da wird es nur viel sperriger ausgedrückt und umständlicher betrieben. Dem hat er sich entzogen, das ist sein Geheimnis, er teilt es mit Max, das haben sie einander schon in Hamburg auf dem Grasbrook anvertraut, als sie ihr Gepäck aufgaben, und es schweißt sie zusammen. Den Aufruf der »Ober-Ersatz-Kommission«, veröffentlicht im Kreisblatt für Lauenburg, am 30. März vor dem »Gasthof Jäger« zu erscheinen, wie alle Jünglinge, die in diesem Jahr zwanzig werden, hat Gustav ignoriert. Da war er schneller. Er hatte die Anzahlung an die HAPAG schon gemacht. Sollte doch das »Departement-Ersatz-Geschäft« andere Jungs in die Kasernen holen!

Die Beamten hier mustern auch, aber keiner trägt Uniform – die Männer in Westen und Hemden sehen eher aus wie

Buchhalter. Ob sie was gegen seine Einwanderung haben?
»Naturalisation«, das hat er auf der *Augusta Victoria* gelernt, darum geht es hier nicht, das kommt später. So lautet das Wort für Einbürgerung: Na-tju-rae-lei-säi-schen.

Tatsächlich muss Gustav auch die Füße zeigen, vor kritischen Blicken einige Schritte machen. Sein Herz flattert. Was werden sie zu seinen Händen sagen? Da reicht dem Doktor ein kurzer Blick. Dann ein barscher Befehl. Schuhe anziehen! Und weiter geht es. Die Gänge münden in Wartebereiche, so eng, dass die Bänke hintereinanderstehen wie in der Kirche. Da hocken die Wartenden und kämpfen um Fußraum, darum, Bündel und Koffer in der Nähe zu behalten. Die meisten haben – misstrauisch wie er – das Angebot, Gepäck aufzubewahren, abgelehnt. Ein Trommelfeuer von Namen prasselt durch den Raum: Sie werden einzeln aufgerufen. Jeder lauscht angestrengt in der Furcht, seinen Aufruf zu verpassen.

»Gustav Hirsch!«

Er springt auf die Füße. An einem Pult warten die nächsten Gatekeeper zur Neuen Welt.

»Where are you from?« Zwei Beamte blicken prüfend auf ihn herab.

»Germany.«

Einer wechselt ins Deutsche: »Wie alt sind Sie?«, »Wohin wollen Sie?« Und dann: »Warum nach New York?«

Das ist eine naheliegende Frage, aber sie bringt ihn ins Schwitzen. Dabei hat er seit Monaten an nichts anderes gedacht! »Ich ... ich will mir Arbeit suchen. Eine große Stadt ... ich hoffe ...«

»Bargeld?«

Er nestelt umständlich an seinem Gürtel. Die beiden runzeln die Stirn.

»Fifty dollars are requested!«, sagt der eine, und der andere übersetzt. Gustavs Herz schlägt bis zum Hals. Mehr als vier Dollar hat er nicht.

»Ich hab zwei Hände zum Arbeiten!« Er zeigt seine Hände.

»Oh boy, there are thousands like you in Manhattan, all of them unemployed«, sagt der andere.

Die Beamten, es sind Männer mittleren Alters mit Stirnglatzen, für Gustav sind es alte Männer, sehen einander an. Der eine seufzt. Dann schießt er weiter Fragen ab: Wohin genau und zu wem? Angehörige? Adressen!

Gustav nestelt ein Blatt mit den Adressen des Deutschen Emigrantenhauses, der Kirchengemeinde St. Paul und des Christlichen Wohnheims aus seinem Gürtel und hält den Atem an.

»Wollen Sie in den USA bleiben?«

»Ja«, sagt Gustav entschlossen.

Hinter ihm weht ein Weinen und Klagen durch die Halle, einem Seufzen gleich, das erklingt und verebbt. Dies ist das erste Mal, dass er seit seinem Aufbruch mit Wehmut an seine Mutter in Budow denkt. Und es schnürt ihm den Hals zu. Mütter mit Kindern dürfen – anders als die anderen – in der Halle zusammenbleiben. Hat so eine Mutter aber keinen Mann, der kommt, um sie abzuholen, hat sie keine Briefe von Angehörigen, die irgendwo in Amerika warten, geschweige denn Bargeld vorzuweisen, dann steht es schlecht für sie. Diese Unglücklichen bleiben hängen, wie Klumpen im Sieb, zu eng die Maschen, kein Loch groß genug für sie, schon werden sie abgeführt und eingesperrt. Auf einem der nächsten Schiffe geht es für sie zurück nach Europa.

Aber irgendwann ist es geschafft: Gustav gehört zu den Glücklichen, die auf der richtigen, Manhattan zugewandten Seite die Halle wieder verlassen dürfen. Die Erleichterung macht sich Luft. Ihre Stimmen heben sich wie Lerchen in den Himmel, während die Sonne des späten Nachmittags den Hudson und die Silhouette von Manhattan zum Glühen bringt. Goldbraun und gewaltig. Eine Welle der Euphorie gleitet durch die Menge und eint sie für eine kleine Weile. Sie alle sind da, haben ihre Papiere in der Hand. Und Gustav gehört zu ihnen!

Einen solchen Augenblick hatte es auch an Bord gegeben, als sie noch an Deck standen, schweigend, weil überwältigt vom Anblick der Freiheitsstatue.

»America, I kiss your ground«, rief plötzlich ein alter Jude. Da ging eine Bewegung durch die Menge, ein Räuspern und Schniefen. Für Sekunden verschmolz, was jeder Einzelne fühlte, es floss zusammen, als wären sie ein einziges fühlendes Wesen.

Hier ist er allein.

Dort, das ist doch die blaue Mütze von Max! Der Anblick erleichtert ihn unendlich.

»Gustav!«

»Max!« Am liebsten würde er seinen Hut in die Luft werfen, aber keine Hand ist frei. Er bahnt sich, so gut es das Gepäck erlaubt, einen Weg zu seinem Freund.

»Ham sie dich nach dem Kommiss gefragt?«, ruft Max.

»Nein! Aber wie die sich für mein Bargeld interessiert haben. Mann, war mir mulmig!«

Vor ihnen, über wenige Stufen zu erreichen, warten die Fähren, die die Einwanderer nach Manhattan, Brooklyn und Staten Island übersetzen.

Das Christliche Wohnheim für junge Männer, so viel wissen sie, liegt an der Lower East Side, Second Avenue, nahe

Houston Street. Den Plan, dahin zu Fuß zu marschieren, um Geld zu sparen, verwerfen sie schon auf der Fähre, kurz vorm Anlegen an der Battery: Die Stadt türmt sich an der Südspitze Manhattans wie ein Ungeheuer vor ihnen auf, Gebäude, die ein Riese wie Bauklötze auf die Welt gewürfelt zu haben scheint, werfen pechschwarze Schatten. Darin öffnen Straßenschneisen ihre dunklen Mäuler und gähnen ihnen entgegen.

Wie lächerlich von ihm! Gustav schämt sich ein bisschen. Er kommt sich vor wie eine Ameise am Fuße der Alpen. Das wird schlimmer dadurch, dass Leon, den sie auch wiedergefunden haben, herzlich lacht. Die Hände in den Hosen und den Koffer zwischen den Beinen, steht er lässig an der Reling und ist schlauer als sie, die beiden Bauern aus Hinterpommern.

»Ihr könnt beides nehmen – die Streetcar oder die Hochbahn.« Leon ist ein junger Jude aus Berlin, ein paar Jahre älter als die beiden Jungen aus Pommern. Mit blitzenden braunen Augen und braunen Locken.

Auf dem Schiff hat Leon den Schabbat gehalten, Gustav nahm am lutherischen Gottesdienst teil. Scheu hat er beobachtet, wie sich am Freitag die jüdischen Familien versammelten, ein Rabbi die Menora entzündete und aus dem Talmud las. Wie viele sie waren! Und wie andächtig. Er mag das Jiddische, das viele untereinander sprechen; irgendwie, er weiß nicht warum, berührt es sein Herz. In Budow sind alle evangelisch, und die Dorfkirche ist der Mittelpunkt. Der einzige Jude, den Gustav in der Heimat kennt, ist der Hausierer Morgentaler, der dreimal im Jahr vorbeikommt. Jemand, den alle duzen, nützlich für die Hausfrauen und wenig geachtet.

Mit Leon wären sie nicht ins Gespräch gekommen, wenn nicht am vierten Tag ein kleines Mädchen böse gestolpert wäre, sich die Knie aufschlug und dabei seine

blondbezopfte Puppe verlor. Sie rutschte über das Passagierdeck und landete jenseits der Reling auf einer nur der Mannschaft zugänglichen Fläche. Die Kleine weinte bitterlich. Während Gustav sich über das Geländer schwang, um die Puppe zu bergen, hob Max das Kind auf. Blut rann von seinem Knie. Da war plötzlich Leon zur Stelle, hockte sich vor das Kind und öffnete eine kleine schwarze Tasche. Mit geschickten Handgriffen verband er die Wunde des Mädchens und beruhigte gleichzeitig die Mutter:

»Keine Sorge. Ich hab es desinfiziert, ich bin angehender Arzt.«

Später lachten sie über die kleine Rettungsaktion.

»Gentlemen!« Leon lüftete den Hut und deutete eine Verbeugung an. »May I introduce myself?«

Wie sich herausstellte, war er Medizinstudent und auf dem Weg zu seiner Familie in Manhattan. Er fuhr nicht das erste Mal hin. Dass er im Zwischendeck reiste, wunderte Gustav, so offensichtlich ist er ein junger Herr. Außer Deutsch und Jiddisch spricht Leon Englisch – und sogar etwas Ungarisch:

»Ein Teil meiner Familie lebt in Ungarn«, erzählte er, »mein Bruder hat eine Ungarin geheiratet.« Er brachte ihnen englische Phrasen bei: »How are you?«, »May I ask you?«, »How much is that?« Und er ist schnell im Kopf.

»Was ist was wert?« Max bombardierte Leon mit Fragen.

Leon kannte die Preise für Brot: ein Laib fünf Cents. Ein Pfund Butter neun Cents, ein Steak zwölf Cents und die Streetcar: einen Nickel. Abends vertrieben sie sich zu dritt leere Stunden auf der *Augusta Victoria* mit der Umrechnung (auf Schnelligkeit kam es an) von Mark in Dollar.

»Hütet euch vor den Arbeitsvermittlern!« Leon wiederholt auch jetzt auf der Fähre seine guten Ratschläge. »Die warten an der Battery auf Opfer und machen Knebelverträge. Da kommt keiner mehr raus. Wendet euch lieber an eure Kirche. Ob fromm oder nicht, geht zu denen, sie helfen euch.«

Das stört Gustav ein bisschen – er ist fest entschlossen, einer evangelischen Gemeinde in New York beizutreten, und wahrhaftig nicht nur um des Nutzens willen. Aufrecht im Glauben zu bleiben, dieses Versprechen hat er Pastor Schröder in Budow gemacht, und das will er beherzigen. Die Juden halten zusammen, aber die Christen doch auch! Er muss sich von Leon nicht belehren lassen. Mag Leons Familie eine Wohnung mit Esszimmer und Klavier haben, so nämlich stellt er sich dies vor, mit deutlichem Gespür für den sozialen Unterschied, der zwischen ihm und Leon besteht, er selber ist ebenfalls gewitzt und sich obendrein des rechten Glaubens gewiss.

Tatsächlich steckt in seiner Jackentasche die Adresse der St. Pauls Gemeinde, die ihm Pastor Schröder gegeben hat: Ecke 15th Street und Sixth Avenue. Und Broschüren des Christlichen Wohnheims für Männer, wo sie logieren wollen, haben sie schon in den Auswandererbaracken in Hamburg eingesteckt.

»Warum fahrt ihr da nicht erst hin«, fragt Leon und weist auf das Gepäck, »und gebt das ab? Noch einfacher habt ihr's, wenn ihr zum Deutschen Emigrantenhaus in der State Street lauft. Da könnt ihr zu Fuß hin.«

Max und Gustav sehen sich an. Dann schüttelt Gustav entschieden den Kopf: Zuerst auf den Broadway! Das war ihr Plan, davon haben sie geträumt. Das ziehen sie durch.

An der Battery spreizen sich die Schiffsanleger entlang Manhattan Island wie die Beine eines riesigen

Tausendfüßlers, der im Wasser liegt. Die Fähre, die sie verlassen, ist nur eine unter Dutzenden Dampfern, die, als hätten ihre Kapitäne keine Zeit zu verlieren, mit Tempo an- und ablegen. Schiffshörner tuten um die Wette. Links dehnt sich eine Parkanlage, weiter rechts ragen zahllose Masten in den Abendhimmel, dort liegen dicht an dicht Schoner und andere Segelboote. Und natürlich Menschen, überall fremde Menschen. Gustav ist dann doch dankbar, als Leon versöhnlich sagt: »Dann haben wir denselben Weg. Kommt, wir nehmen die Streetcar!« Streetcar. Eines der ersten englischen Worte, die sie an Bord von ihm gelernt haben. Und einen eigenen Bahnhof gibt es hier für diese Dinger! Unablässig fahren die Wagen ein und aus.

Und schon geht es hinein in den Bauch der Stadt.

Drei Stationen fahren sie den Broadway hoch. Wie von Geisterhand gezogen, gleitet die Streetcar durch die Stadt. Gleise, es muss Gleise dafür geben, auch wenn sie nicht zu sehen sind. Eine kühle Brise zieht durch den Waggon. Max und Gustav sitzen still und haben runde Augen.

Die *Augusta Victoria* mit ihren Stockwerken, über ihnen die Herrschaften der ersten und zweiten Klasse auf ihren Promenaden- und Sonnendecks, mit ihren Sonnenschirmen, Paletots, Lackschuhen und livrierten Pagen, von denen man hin und wieder eine Ansicht erhaschte, das war ja schon imponierend gewesen. Wie in Southampton massenweise feine Leute über eine Gangway an Bord gekommen waren, mit Schrankkoffern, Damen mit ihren Zofen und Schoßhunden, das war ein Schauspiel! Sie hatten sich gegenseitig angestoßen und ihren Spaß gehabt. Es hieß, das Schiff sei so groß, dass es darauf ein Schwimmbad und einen Speisesaal gebe, so groß wie der im Berliner Stadtschloss. Da sie beide das Berliner Stadtschloss nie

gesehen haben – über Stolp und einen Besuch in Stettin ist keiner von beiden hinausgekommen –, beeindruckte sie das nicht.

Dies hier ist etwas anderes: Hier brodelte es.

An der dritten Station, Broadway Ecke Fulton Street, steigen sie aus. Der Lärm ist ohrenbetäubend. Etwas Übermächtiges senkt sich über die Jungen und drückt sie zu Boden. Wie einen Schemen nimmt Gustav noch Leon wahr, sein freundliches Gesicht inmitten des Summens und Brummens, er lehnt aus dem offenen Fenster und winkt. Vorher hat er ihnen noch etwas zugerufen, sehr eindringlich, aber was es ist, versteht Gustav nicht mehr. Mit Sack und Pack, insgesamt haben sie vier verschnürte Pakete, einen Koffer und die Geige von Gustav, schleppen sie sich von der Fahrbahnmitte in Richtung Gehsteig, angeschoben von hastenden ungeduldigen Fremden.

Leon ist weg, ein Mensch, der ihnen die Hand gereicht hat in diesem Getümmel, jetzt sind sie auf sich gestellt. Kutschen rattern heran und vorbei, nehmen keinerlei Rücksicht auf irgendeinen Passanten. Plötzlich ist Gustav zum Weinen. Ein Schmerz zieht ihm die Kehle hoch, er möchte schluchzen. Er fühlt, was er ist: ein tumber Bauernjunge in New York. Vollkommen verloren.

Große Häuser neben kleinen, aus Backstein, Sandstein, Holz, da eine Baulücke, weiter hinten erheben sich Gebäude so hoch, wie sie noch keines gesehen haben. Riesen, die über all dem wachen. Sind das Wolkenkratzer? An den Fassaden gibt es Schilder, deren Worte für sie keinen Sinn ergeben, teilweise riesige Lettern, einige leuchten. Und Plakate überall. Lichter in Fenstern gehen an, Straßenlaternen tun es ihnen gleich. So viele Läden.

Was ist einschüchternder? Die Wagen, die einander die Fahrbahn streitig machten – oder die Leute? Männer, Kinder und Frauen sind an diesem frühen Abend unterwegs. Arme und Reiche, mit verschiedenen Hautfarben, in Gruppen, allein und paarweise. Elegante Damen, Arbeiter, Herren mit Zylinder oder Bowler, Dienstmädchen. Ein Gewirr von Stimmen und Sprachen. Von unsichtbarer Hand gezogen, von geheimen Zielen programmiert, hasten diese Menschen an ihnen vorbei. Jeder bewegt sich selbstverständlich. Fädelt sich über die Fahrbahn, durch Kutschen, Pferdewagen aller Art, Automobile und Fahrräder. Überwältigt und stumm stehen Gustav und Max, stapfen ein paar Schritte, bleiben stehen; wie an Kieseln der Bach strömt die Menge an ihnen vorbei. Es ist das erste Mal, dass sie Autos sehen. Aber ein »Schau mal!« bleibt Gustav im Halse stecken. Er tippt Max an: dort, das Fahrzeug dort, mit roten Speichen, roter Karosserie und pechschwarzen Aufbauten – wie eine Kutsche! Keine Pferde davor, seltsam abgebissen sieht das aus. Wo ist das Steuerrad? Während sie das Mobil mit den Augen verfolgen, rempelt ein großer Kerl Gustav an und flucht. Instinktiv pressen beide ihre Habseligkeiten an ihre Körper.

»Ich möchte mich setzen«, stammelt Max.

Der Broadway gibt ihnen an diesem Tag den Rest. Das denken sie.

Für ihre Moral soll es jedoch noch schlimmer kommen. Sie laufen zu Fuß in die Houston Street, entlang an einem halben Dutzend Häuserblocks, gepackt und hungrig. Die elektrischen Straßenlaternen, die am Broadway strahlen, stehen inzwischen nur noch spärlich. Erleuchtete Schaufenster werden seltener, der Trubel nicht geringer. Mit Mühe versuchen sie, sich auf dem Gehsteig zu

behaupten, und bei alldem nagt der Hunger. Sie gehen weiter. In den Seitenstraßen flackert Licht, dort brennen Feuerkörbe.

Da lauert die Wildnis.



Das Christliche Wohnheim für junge Männer ist ein braunroter, neu errichteter Kasten über fünf Stockwerke. Gravitätisch daran ist das Portal aus hellem Sandstein, auf dem – irgendwie tröstlich – der deutsche Namenszug in der Dunkelheit noch immer gut zu lesen ist. Drinnen wartet die Enttäuschung: Sie werden abgewiesen. Der Portier, ein hagerer schnurrbärtiger Mann, blickt sie aus müden Augen an. Er schüttelt den Kopf:

»Tut mir leid, Jungs, alle Betten sind belegt.«

Die Möglichkeit, kein Bett für die Nacht zu finden, haben sie gar nicht in Betracht gezogen. Immerhin fügt der Mann hinzu: »Versucht es morgen wieder.«

Wo sollen sie hin? Mit einem Anflug von Mitgefühl sagt der Portier: »Kann gut sein, dass es morgen besser aussieht. Hier darf niemand länger als drei Wochen bleiben.« Er mustert sie einen Moment: »Wenn ihr wollt, könnt ihr euer Gepäck hierlassen«, dann fügt er – mit Blick in ihre ängstlichen Augen – hinzu: »Ich verwahr es für euch. Glaubt mir, das ist besser.«

Der Mann verstaut die Pakete und den Koffer in einer Kammer hinter seiner Loge. Als Gustav darauf besteht, die Geige mitzunehmen, erntet er ein resigniertes Kopfnicken:

»Good luck.«

Gleich darauf schließen sich die Doppelflügel der Tür hinter ihnen. Ein Schlüssel dreht sich geräuschvoll im Schloss. Sie stehen auf der Straße.

Die Neue Welt macht ihre Pforten zu.

Wie abgewetzt der Anzug dieses Mannes ausgesehen hat, wie grau und wie alt er gewirkt hat! Dass man ein Deutscher sein kann in New York, *ohne* sein Glück zu machen, das schimmert Gustav erst in dieser Nacht.



»Und jetzt – ein Lodging House?«, überlegt Max laut. Gustav schüttelt den Kopf: »Ich halt meine paar Dollars zusammen. Wer weiß, wann wir Arbeit kriegen. Billiger als dieses Wohnheim ist nichts in Manhattan.« Jedenfalls hat Gustav das gelesen.

»Na, dann suchen wir uns einen gemütlichen Winkel«, sagt Max ergeben.

Ihre Blicke gleiten die Fassaden hinauf und entlang. Alle möglichen Läden gibt es in dieser Straße – jetzt wird ein Rollladen nach dem anderen donnernd auf den Gehsteig gelassen. Es ist empfindlich kalt geworden, und vielleicht ist das der Grund, dass sie das gelbe und rote Licht, das warm in einem Souterrainfenster leuchtet, magnetisch anzieht. Sie steigen die Stufen hinunter. *Jolly Jocelyn* liest Gustav auf dem Schild über dem Keller.

Der Raum ist eingenebelt von Zigarrenrauch und einem anderen süßen Duft. Im Schein einer Gaslampe sitzt ein Frauenzimmer hinter der Theke, ein anderes mit hoch aufgetürmten braunen Locken davor. Max sagt etwas, und die Frau hinter der Theke lacht kieksend – warum ist sie so angemalt, fragt sich Gustav. Da steht das Mädchen, das ihnen bislang den Rücken zugewandt hat, auf und legt Max eine Hand aufs Revers. Sie kommt ihm sehr nahe, und erst jetzt erkennt Gustav, dass sie kein Mädchen, sondern ein Junge ist. Ein halbwüchsiger Junge in den Unterkleidern einer Frau, mit längs gestreiftem Korsett, rotem Haarband

und angemalten Lippen! Und offenbar gibt es noch mehr wie ihn. Zwischen den Rauchschwaden im Raum nimmt er erst jetzt andere Personen wahr, direkt neben ihm steht ein Paar, das sich eng umschlungen hält und dabei etwas wie einen Morgenmantel über sich geworfen hat. Grinsend löst sich der Mann aus der Umarmung und sieht ihn an: Sein Mund ist rot verschmiert vom Lippenstift einer zierlichen Gestalt, von der Gustav nicht weiß, ob sie Mann oder Frau ist.

Erschrocken stolpern die Jungs – Gustav voran, Max hinterher – hinaus und die Stufen hinauf auf die Straße. Bordelle gibt es in jeder Kleinstadt in Deutschland. Auch wenn Gustav noch nie da gewesen ist, weiß er, wohin Männer für so was gehen in Stolp. Aber das hier verstört ihn.

»Ich hab Angst«, entfährt es ihm und – um das im gleichen Moment zu kaschieren – fügt er schnell hinzu: »... dass wir uns verlaufen.«

Max scheint gar nicht hinzuhören, er hockt sich resigniert auf den Treppenabsatz des nächsten Hauses und schlägt die Arme um seinen Körper. »Was soll's. Der nächste Morgen kommt bestimmt.«

Auch Gustav friert. Aus einem Fenster über ihnen hört man eine Frau kreischen. Eine Droschke gleitet ratternd vorbei, die Hufe des Pferds klappern auf dem Pflaster.

»Greenhorns, wat?«

Woher die Stimme kommt, ist zunächst nicht auszumachen. Ein Mann ist dabei, die Fensterläden eines Ladens zuzuklappen. Er ist so dunkel gekleidet, dass Gustav ihn in der Nacht gar nicht wahrgenommen hat. Der Mann blickt über die Schulter auf Max hinab, das Weiße in seinen Augen blitzt, und dann wieder rüber zu Gustav.

Schließlich klopft er sich die Hände ab. Er sagt: »Geht zu den Marshalls. Die müssen euch nehmen.«

So kommt es, dass sie die Nacht auf der Police Station verbringen, die sich wie ein Keil am östlichen Ende der Houston Street zwischen zwei Straßen schiebt, auf dem nackten Steinboden einer großen Zelle.

Kurz angebunden, nur mit einer Handbewegung, weist ihnen ein Polizist in blauer Uniform den Weg:

»No moonshine!«

Zwei ratlose Gesichter.

»No schnapps!«

Die beiden nicken. Gierig schöpfen sie Wasser aus einer Holztonne, die mitten im kahlen Raum steht. Ihre Hoffnung, wenigstens genug Platz zu haben, um sich auszustrecken, erfüllt sich nicht: Sie bleiben nicht allein. Bis tief in die Nacht kommen weitere Zellengenossen dazu, abgerissen wirkende Männer jeden Alters.

In dieser Gruft stranden Nacht für Nacht die, die es in der großen Stadt nicht mal zu einem Platz in den Slums der Lower East Side geschafft haben: Strauchdiebe jeden Alters, viele betrunken. Jeder Landstreicher in Pommern ist besser gekleidet als sie. Gegen Mitternacht rasselt der Gendarm mit seinem Schlüsselbund, die Zelle wird tatsächlich abgeschlossen. Verstohlen pressen die Jungs ihre Brieftaschen, die sie an Gürteln unter den Hemden tragen, an ihre Körper; an Schlaf ist nicht zu denken, nicht nur, weil ihre Mägen knurren. Wenigstens haben sie, sobald sie die fensterlose Zelle betreten hatten, einen der Kübel für ihre Notdurft genutzt. Inzwischen ist klar, warum dort mehrere stehen. Bis zum Morgengrauen steigt ein unerträglicher Gestank von den Eimern auf.²

Kritisch wird es, als ein Besoffener über Max' Beine stolpert und dem ein »Aeiie« entfährt. Der Halunke beugt